

(Nachdruck verboten.)

Die bunke Reihe.

Berliner Roman. Von Frik Mauthner.

IV.

„Nu is jut,“ rief Hilde so laut, daß es Fräulein Neymond draußen wohl noch hören konnte. „Nu können wir singen: Unter uns is keener mang, der nicht mang uns mang gehört, und nu, Männe, mißt Du mal was erzählen. Denken Sie nur, gnädige Frau, seit Weihnachten, seit Sie es ihm in den Kopf gesetzt haben, arbeitet er an einem Stücke und hat uns nie die Geschichte erzählt. Und Stücke haben doch immer so schöne Geschichten. Nur daß der olle Salomon drin vorkommt, der jüdische König und andre Juden und die Königin von Saba. Ich glaube, das ist das einzige Christenmensch im ganzen Stück.“

Bohrmann hatte seinen Jungen auf den Schoß genommen und tatfachelte ihm heimlich die Wangen, wie ein gutmütiger Reittnecht heimlich den Gaul liebkost, den der dumme Herr zu Schanden geschlagen hat.

„Du irrst, Hilde,“ sagte er, „zur Zeit des weisen Salomo konnte es nicht gut Christenmenschen geben, das war ja, hm . . . viele . . . hm, lange Zeit vor Christi Geburt.“

„Willst Du mir wieder meine Unbildung vorwerfen? . . . Er ist so furchtbar launisch geworden. Es ist auch keine Kleinigkeit, den ganzen Tag den dreieigen Jungen Unterricht geben und Hefte korrigieren und sich dann die halbe Nacht abmarachen mit einem Stück so in Versen und ohne Reime; das ist nämlich noch schwerer. Ich habe feinetwegen auch jeden Monat für 'n Thaler Pakenhofer kommen lassen müssen . . . entschuldigen Sie, gnädige Frau, aber Ihrem Mann sein Bier, das geht so ins Blut und es hat auch nur dreißig für 'n Thaler, vom Pakenhofer kriegt man sechsunddreißig Flaschen ohne Pfand. Und werden Sie es glauben? Alle sechsunddreißig hat er im Monat allein ausgetrunken. Nicht wahr, Lenchen, fast alle? Dann der viele schwarze Kaffee, von dem guten, zu zwölf Groschen, gebrannt. Wie oft hat er noch um Mitternacht nach Kaffee geschrien.“

„Geschrien wohl nicht, Liebes Kind,“ sagte Bohrmann.

„Sehen Sie, so ist er immer. Mich aus dem besten Schlaf wecken, sich haben und sagen: Bist Du noch wach, Liebes Kind? Da könntest Du wohl so freundlich sein . . . das nennt er nicht schreien! Wo er doch dabei hinter der Thür von die Hinterstube gestanden hat, wo ich mit die Kinder schlafte. Hineingetraumt hat er sich ja nicht! . . . Ja, ja, es war eine harte Zeit für mich. Ich bin nur froh, daß ich durch bin damit.“

Es wurde ordentlich behaglich in der Stube, als Hilde so ihre Zufriedenheit äußerte. Bohrmann streichelte dem Jungen ganz offen die Wangen, und Siegfried sagte Mut.

„Papa“, sagte er, „wenn Du fertig bist, hast Du mir ein Schaukelpferd versprochen.“

„Auf Stempelpapier,“ sagte Hilde höhnisch.

Mascha hat um eine Gunst. Ob sie dem lieben Kleinen das Schaukelpferd nicht schenken dürfe.

„Ja doch,“ rief Bohrmann, „Sie dürfen alles, und heute möchte ich alle Welt glücklich sehen, und besonders Siegfried für das Buchst . . .“

Es glitt wie ein Schatten über Bohrmanns Züge.

Mascha wendete sich an Lenchen. Sie dürfe natürlich nicht dem Jungen allein etwas schenken; Lenchen solle sich auch etwas wünschen.

„Ich habe schon etwas, Tante Mascha. Mama hat mir den schönen Handschuhkasten geschenkt. Ohne Handschuhe.“

„Dann möchtest Du also ein paar Handschuhe haben, kleine Kröte? Glacé?“

Lenchen wurde rot bis unter die Haarspitzen. „Wenn Mama es erlaubt. Aber gebettelt habe ich gewiß nicht.“

„Mama wird schon erlauben,“ sagte Mascha obenhin.

„Warum nicht?“ rief Hilde und blickte zerstreut vor sich hin. „Die Kinder werden sich schon bedanken.“

„Wir auch, Liebes Kind.“

„Ich nicht,“ erwiderte Hilde fest. „Mir geht nämlich im Kopfe herum, was Sie mir vorhin gelehrt haben, gnädige

Frau. Und ich sage Ihnen: Selbsteffen macht fett. Wenn ich mich bedanken soll, so muß ich selbst was kriegen. In der Schule, da war ich nicht fleißig, und darum pfeife ich auch drauf, wenn Lenchen nachbleiben muß . . .“

„Aber Hilde!“ rief Bohrmann verweisend.

„Quatsch. Einen guten Kopf habe ich doch. Was sie braucht, wird sie später lernen. Ich habe später sehr viel gelernt . . . eben jetzt erst von ihr . . . von Frau Mascha . . . und die gnädige Frau wird sehen, wie gut ich auffassen kann. Sie hat mir vorhin was gesagt, das sitzt fest und wird sich immer fester sehen.“

Es entstand eine Pause. Dann sagte Bohrmann:

„Und so will ich Euch allen ein Geschenk machen. Ich werde Euch den eben beendeten letzten Akt vorlesen.“

„Gerade heute?“ fragte Hilde. „An mir liegt Dir ja doch nichts. Ich muß auch zu meiner Cousine, die ist seit ihrem kleinen Kinde immer noch nicht ganz auf Posten. Lenchen nehme ich mit. Wenn Du durchaus willst, laußt Du ja der gnädigen Frau und Siegfried vorlesen.“

„Ich will mein Schaukelpferd!“

Mascha schlug vor, wenn Frau Bohrmann nun doch einmal fortgehen müsse, die kleinen Geschenke für die Kinder gleich zu besorgen.

„Sie werden das besser auszusuchen wissen, liebste Frau Hilde.“

„Dann will ich auch mit!“ schrie Siegfried.

„Ja, Mama,“ bettelte Lenchen.

„Warum nicht?“ sagte Hilde. „Wenn man nur erst weiß, was man anlegen soll.“

„Was es eben kostet,“ sagte Mascha. „Dal Und suchen Sie etwas Hübsches aus. Es muß ja nicht gleich wie für Prinzen sein.“

„Muß es auch nicht, und nu, Kinder, bedankt Euch schön, und Sie, gnädige Frau, bleiben hier, damit er wen zum Vorlesen hat. Und wenn Sie sich graulen, so holen Sie sich die Neymond herein, die wird sich auch die Finger danach lecken. Die eigne Frau, die ist für so was nicht. Die hat immer zu viel Sorgen. Und auswendig kann ich es schon vor- und rückwärts . . . das heißt, ich meine . . . die paar Stellen, die er vorgelesen hat.“

Bohrmann wendete sich mit ein paar unsicheren Worten an Mascha:

„Das hohe Glück . . . wenn Sie es nicht unpassend fänden . . . aber eigentlich wäre die eigne Frau . . .“

Aber schon rief Hilde aus der Küche:

„Vene, wo hast Du schon wieder meine Gutnadel hingekhan? Verdammte Zöhre! Vorhin habe ich sie auf der Maschine gesehen! Nein, ganz bestimmt, vorhin beim Kochen. . . . Wichtig, wieder auf dem Boden . . . Lass' gut sein, Lenchen, ich glaubte schon . . . Herr Gott, da wäre ich beinahe ohne Strümpfe fortgegangen! Es schwißt mir aber auch zu sehr.“

Noch ein kurzer, heftiger Streit mit Vene, die erst ihr rosa Popsband einstecken wollte, noch ein Puff für Siegfried, dessen Mühe seit gestern ein neues Loch aufwies, ein kurzer Gruß für ihren Mann, eine halb steife, halb freundschaftliche Verbeugung für Mascha, und Hilde verließ die Wohnung. Sie hatte einen kleinen, nicht mehr ganz sauberen Strohhut mit neuen gelben Rosen aufgesetzt.

V.

„Ihre Frau hat eigentlich recht,“ begann Mascha, nachdem sie ein Weilchen an der Thür gelauscht hatte. „Es fehlt hier ein Sofa.“

„Wenn Sie erlauben, gnädige Frau, hole ich meinen Lehnstuhl. In ihm sitzend, habe ich mein Werk geschaffen, in ihm thronend, sollen Sie es jetzt hören.“

Bohrmann öffnete die Thür zu seinem Schlaf- und Arbeitszimmer und wollte, erschreckt, mit ausgestreckten Armen Mascha hindern, ihm zu folgen. Sie aber wischte unter seinem rechten Arme durch, und da saß sie auch schon vor seinem sauber geordneten Tisch, einem einfachen Möbel von gestrichenem Nichtenholz, in seinem Arbeitsstuhl, einem altmodischen Lehnstuhl mit steilen Rücken- und Armlehnen; der Stuhl war mit einem mehrfach zerrissenen baumwollenen Stoffe überzogen.

„Einen richtigen Großvaterstuhl anstatt eines Sofas! Hängel, Hängel!“ Sie sprang auf und untersuchte den Drehstuhl. Ihr Hüßchen und ihre Handschuhe warf sie auf den Sitz und bohrte die Finger lachend in die Ritze. „Richtig, Rokkhaar! Also aus der Zeit, wo der Großvater die Großmutter nahm.“

Alles nahm sie in die Hand. Die Schulhefte, seine buntgestickte Schreibmappe, die Tintenflasche, die als Tintenfah diente, und die verschiedenen Federhalter, die für die verschiedene Stimmung bereit lagen: Schulfederhalter, eine Adlerfeder, zwei Halter mit Aufschriften, einer aus nachgemachtem Eisenbein und einer aus Aluminium.

„Stachelschweinborste fehlt Ihnen! Ich will Ihnen welche verschaffen . . . was haben Sie auf einmal?“

Bohrmann glöhte sie an. Er konnte ihr doch unmöglich sagen, was ihm plötzlich durch den Kopf schoß.

Vor Wochen, als er zum erstenmale bei ihr den unangenehmen Assessor getroffen hatte, ihren Better Feltz, da hatte dieser Herr die schöne und edle Mascha eine Circe genannt. Bohrmann hatte, mehr um seine Kenntnisse zu zeigen, als weil er an eine ernste Beleidigung glaubte, geantwortet; ein edles Weib dürfe man auch nicht um der Schmeichelei willen eine Circe nennen, denn Circe oder Kirke sei eine Zauberin gewesen und habe alle Männer in Schweine verwandelt. Der angenehme Better hatte gelacht und Mascha auch, gerade wie jetzt eben.

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Curt Grottevik.

Im Vergleich zu anderen Weltkörpern wie Klein ist doch Mutter Erde! Aber für den Menschen ist sie riesengroß trotz aller Technik, Eisenbahnen, Schiffsverkehrs und Kabels, die zwar den ganzen Planeten umspannen, aber doch nicht wie ein Netz, sondern nur als winzige einzelne Ketten von höchstens ein paar Metern Breite. Wenn man nur das Festland berücksichtigt, so hat sich gewiß der Mensch in dem letzten halben Jahrhundert redlich bemüht, es geistig in seine Gewalt zu bekommen. Aber selbst hier noch klaffende Lücken, sogar weite, total unbekante Gebiete wie in Centralafrika und im centralen Asien, am Nordpol und ganz besonders am Südpol. Hier ist noch ein Stück unsres Planeten von der Größe des halben Afrika nie von eines Menschen Fuß betreten worden. Es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß dieses unbekante Erdterranium zum weitans größten Teile vom Ocean bedeckt und daß es darum geographisch weniger interessant ist. Aber eine Menge naturwissenschaftlicher Fragen knüpfen sich doch an dieses Gebiet, das den andern Pol der Erde bildet. So könnte der Südpolarraum manchen wichtigen Aufschluß geben über die Geschichte unsres Planeten selbst. Gab es hier eine Eiszeit, welche ihre Eisberge und Gletscher noch weiter vorschickte als heutzutage, und wenn es eine gab, in welchem zeitlichen und kausalen Verhältnis steht sie zu der Glacialperiode der nördlichen Halbkugel? Und welchen Anteil hat sonst das südpolare Gebiet in viel früheren Epochen an der Oberflächengestaltung, an der Formung von Tieren und Pflanzen unsrer Erde genommen? Diese Fragen werden auch in dem jüngst erschienenen Prachtwerke Chuns „Aus den Tiefen des Weltmeers“ gestreift, der hier neben sehr interessanten Naturbeschreibungen über die hauptsächlichsten Ergebnisse der deutschen Tiefsee-Expedition berichtet. Man nimmt im allgemeinen an, daß früher die Vergletscherung der südlichen Halbkugel viel intensiver gewesen sei, wo zwar unter 50 Grad Breite, z. B. auf den Kerguelen-Inseln (südlich vom Kap der guten Hoffnung) noch mächtige Gletscher vorhanden, aber doch Spuren von noch mächtigeren nachweisbar sind. Nun hat sich aber dieses Inselgebiet ungewissheit geliebt, wie aus dem fjordartigen Charakter der Küsten und dem Vorhandensein zahlreicher Klippen nahe der Hauptinsel zu schließen ist. Ehemals lag also das Land höher über dem Meerespiegel, es war also kühler und die Ausdehnung der Gletscher konnte daher eine größere sein. Danach wäre also die Annahme einer Eiszeit nicht erforderlich. Indes hat doch die deutsche Tiefsee-Expedition ein andres wichtiges Argument gefunden, das für eine größere Vergletscherung der südlichen Halbkugel spricht. Sie entdeckte nämlich auf der nur wenig südlich vom Kapland gelegenen unterseeischen Agulhas-Bank eine sogenannte Reliktfauuna, das heißt eine Tierwelt, die antarktische Formen enthält, obwohl die Bank heute von einem warmen Strome überflutet wird. Daß aber die Eiszeit der Südhälfte einer so großen Einflus auf die Verteilung der Tier- und Pflanzenwelt und auf die Gestaltung der ganzen Wodenoberfläche gehabt habe, wie die nordische Glacialzeit, ist sehr wenig wahrscheinlich. Die antarktischen Lebewesen zeigen große verwandtschaftliche Beziehungen zu südamerikanischen und südafrikanischen Formen, während diese wieder durch neuzeitliche oder fossile Bindeglieder sich an die Pflanzen und Tiere der nördlichen Halbkugel anschließen. Das südpolare Gebiet war also kein Entstehungsherd von Lebewesen in dem Sinne, wie es das nordpolare gewesen ist. Das lag zum großen Teil daran, daß die

südliche Halbkugel außerordentlich wasserreich ist und die Kontinente fast nur in schmalen Spigen bis zum 55. (Südamerika), oder gar nur bis zum 40. (Australien) oder 35. Breitengrade (Afrika) südpolwärts hinabragen. Nun hat man aber angenommen, daß ehemals ein großer antarktischer Kontinent die Südspigen von Amerika und Afrika und das australische Festland verbunden habe. Dadurch würde sich manche doch vorhandene Uebereinstimmung in der Tier- und Pflanzenwelt der drei Gebiete erklären, und es würde auch erklären, wie so gewisse antarktische Inseln in Sentung begriffen sind. Sie würden eben dann die höchsten Spigen des versunkenen großen antarktischen Kontinents darstellen. Allein, nachdem die deutsche Expedition ein ausgedehntes Tiefenmeer in dem in Betracht kommenden Gebiet entdeckt hat, ist dieser Hypothese der letzte Boden entzogen.

Offenbar war die Land- und Wasserverteilung in dieser südlich gemäßigten und südpolaren Zone schon seit sehr weit zurückliegenden Erdperioden dieselbe wie heute. Die wenigen Inseln aber, die heute noch aus dem bisher bekannten antarktischen Meere hervorragen, sind, wie besonders die Lotungen der Chunschen Expedition ergeben haben, keine Höhengippen eines versunkenen Gebirges, sie scheinen vielmehr lediglich vulkanischen Kräften ihre Existenz zu verdanken. Im vulkanischen Gestein sind aber begreiflicherweise keine Einschlüsse von Tieren und Pflanzen enthalten, die über die Zeit Auskunft geben könnten, in der jenes entstanden ist. Auch das im äußersten Süden gelegene und mehrfach betretene Victorialand (Rokk überschritt hier den 78. Breitengrad) ist vulkanischer Natur. Dagegen ist Enderby-Land, das unter dem 65.5. Breitengrad (und etwa unter dem Längengrad von Madagaskar) liegt, höchstwahrscheinlich nicht vulkanischen Ursprungs. Obwohl noch niemand dieses Land betreten hat, das möglicherweise der Nordteil eines größeren antarktischen Festlandes ist, so ist es doch einem glücklichen Umstande zu verdanken, daß von seinem Boden direkte Gesteinsproben vorliegen. Schon die berühmte Challenger-Expedition, die auf ihrer Entdeckungsfahrt in den Jahren 1872—76 bis in die Nähe des unzugänglichen Enderby-Lands gelangt war, hatte hier auch dem Meeresboden Erdmaterial ausgefischt, das ohne Zweifel durch Eisberge vom Süden hierher transportiert worden war. Auch die deutsche Tiefsee-Expedition warf in der Nähe von Enderby-Land, aber an einer ganz andren Stelle, ihr großes Schlepptuch in die ungeheure Tiefe des antarktischen Oceans und war so glücklich, ein reichhaltiges, geologisches Material, darunter auch einen fünf Centner schweren Sandstein emporzubringen. Offenbar ist das Meer auf weite Strecken hin mit diesem festländischen Material ganz übersät, und schon das deutet darauf hin, daß im hohen Süden ein etwas ausgedehnteres Landstück zu finden sein wird. Auch aus der Beschaffenheit der Funde selbst, die kein vulkanisches Material enthalten, geht hervor, daß es sich hier um keine aus dem Meeres-schoße emporgeworfene Kraterinsel, sondern um die Höfen eines Erdterritoriums handelt, das entweder in seiner Hauptmasse jetzt versunken ist, oder gar heute noch in voller Ausdehnung politwärts sich erstreckt. Dieses Land dürfte geologisch um so interessanter sein, als die Gesteinsproben ausschließlich Ablagerungen aus den ältesten Zeiten entstammen. Außer alten Gneisen und kristallinen Schieferen, die noch allgemeiner Annahme die alte Erstarrungskruste der Erde darstellen, enthalten die Gesteinsproben auch sedimentäre Erdarten aus den ältesten Erdformationen. Gelingt es den für dieses Jahr geplanten Südpolar-Expeditionen, auf Enderby-Land festen Fuß zu fassen, so ist zu hoffen, daß sie hier auch Fossilien finden und feststellen können, welche Rolle das Südpolaregebiet in der Geschichte unsrer Erde gespielt hat.

Die Entdeckung des großen, über 5000 Meter tiefen Meeres im antarktischen Ocean kann auch wieder als ein Argument gelten für die immer mehr sich Bahn brechende Anschauung, daß die Verteilung von Wasser und Land auf der Erde im großen und ganzen seit langen Zeiten dieselbe gewesen ist wie heutzutage. Danach wären die heutigen Meeresbecken oder wenigstens die tieferen von ihnen, vielleicht schon bei der Erstarrung der Erde große Einbeugungen unsres Planeten gewesen, an denen sich naturgemäß das Wasser ansammeln mußte. Nicht ganz im Einklang dazu steht die Wahrnehmung, daß von den Rändern der großen Festländer, zum Beispiel an der ganzen ostasiatischen Küste, ferner an der Westküste Südamerikas sich lange Reihen von Vulkanen befinden, die die Bruchstellen zu bezeichnen scheinen, an denen sich die den Meeresgrund bildende sinkende Erdhülle von der Festlandshülle abdrückt und im Sinken gewissermaßen das feurig-flüssige Magma aus dem Erdinnern herausquetscht. Diese Anschauung von der Bedeutung solcher Vulkanreihen erhält nur durch die Theorie Stübel's einen Stoß, die, noch wenig beachtet, jetzt in der „Naturwissenschaftlichen Rundschau“ (1901 Nr. 1—3) von H. Dammberg eine eingehende Würdigung findet. Stübel will in gewisser Weise dem Vulkanismus wieder zu seinem Rechte verhelfen, allerdings will er diesen nicht für die Entstehung von Gebirgen verantwortlich machen, aber er schreibt denselben doch die Hauptbedeutung für die Bildung von Vulkanen zu. Die allgemeine Annahme geht dahin, daß infolge der Schollenverchiebung in der sich abkühlenden und daher sich zusammenziehenden oder vielmehr zusammenbrechenden Erdrinde ein Druck auf das glutflüssige Innere ausgeübt wird, das dadurch an den Bruchstellen herausgetrieben wird. Vulkanen wie Erdbeben sind daher nur Begleiterscheinungen der Erdhüllenveränderungen, also der tektonischen Verhältnisse der Erdrinde. Diese Annahme hat mancherlei Schwächen. Sie erklärt es nicht, warum immer wieder

dieselben Vulkane in eruptive Thätigkeit geraten, während bei dem sich stetig verändernden Gleichgewichtszustand der Erdrindenschollen sich viel häufiger neue Vulkane bilden müßten. Auch ist es nicht leicht zu denken, daß das Erdinnere in so geringer Tiefe glutflüssig sein sollte oder daß der Ausbruch dieses unter hohem Gasdruck und hoher Wärmespannung stehende Magna sich auf ein so geringes Quantum beschränken sollte. Man kann sich des schauerlichen Gedankens nicht erwehren, daß durch die einmal erzwingende Oeffnung nach außen der ganze glutflüssige Inhalt der Erde herausexplodieren müßte, so daß nichts als die hohle Erdrinde übrig bliebe. Stübel meint nun, daß die Erde sich nicht allmählich von außen nach innen abgekühlt habe, sondern daß, nachdem ihre allererste Rinde erstarrt sei, wiederholt große Ausbrüche der feurigen Gesteinsmassen stattgefunden und diese sich wie ein dicker Panzer über die ursprüngliche Erstarrungskruste gelegt haben. Dieser Panzer sei nun ebenfalls nach und nach erkaltet, allein er enthalte noch jetzt Stellen, sogenannte peripherische Herde, welche ihre alte Glutflüssigkeit bewahrt haben. Diese sind also die Quellen, welche die Vulkane speisen. Sie hängen nicht mit dem Erdinnern zusammen und sie erklären zugleich, warum die eruptive Thätigkeit immer an denselben Stellen der Erde verharrt. Der Vulkanismus hängt also nicht mit tektonischen Ursachen zusammen, sondern er ist eine lokale Macht für sich. Wie kommen nun aber die Ausbrüche zu stande? Die Schmelzmassen eines Herds gelangen bei ihrer Abkühlung von Zeit zu Zeit in ein Stadium, wo sie sich nicht zusammenziehen, sondern ausdehnen. Ausdehnung bei gewissen Graden der Abkühlung kommt in der That bei vielen Substanzen vor, z. B. bei Wasser, Eisen, Glasflüssen. Während sich an manchen Stellen des Herds Gntmassen zusammenziehen, dehnen sie sich an anderen Punkten aus. Es kommt zu einem Hin- und Herwogen der Kräfte, das, wenn kein Gleichgewicht eintritt, zur Eruption führt. Die Theorie steht in Einklang mit der Beobachtung, daß Vulkane nur von Zeit zu Zeit thätig sind und daß sie eine um so festigere Thätigkeit zeigen, je länger sie in Ruhe verharrt hatten. Inzwischen sind eben große Massen des Magmas an dem kritischen Punkte der Ausdehnung angelangt. Stübel's Theorie erklärt auch noch sonst manche Erscheinungen des Vulkanismus besser als die frühere Anschauung, besonders ist die Annahme lokaler unterirdischer Herde, die mit dem Erdinnern nicht in Verbindung stehen, plausibel. Dagegen ist die „Panzerung“ der alten Erkruste durch Schmelzmassen wohl noch nicht so ohne weiteres hinzunehmen. Auch ist die Frage der Eruption, selbst durch die Voraussetzung sich ausdehnender Massen wohl noch nicht endgültig gelöst. Jedenfalls muß man sich klar sein, daß durch die Stübel'sche Theorie nur die Entstehung von Vulkanen, aber nicht im übrigen die Bildung von Berg und Thal infolge der Kaltung der Erdrinde berührt wird.

In die Vorzeiten der Erdentwicklung führt uns auch eine Abhandlung von John Stevenson über die Geschichte des freien Sauerstoffs im „Philosophical Magazine“ (1900 ser. 5 vol. L). Da bei dem Lebensprozeß der Pflanzen Kohlenäure aus der Luft aufgenommen wird und nach Assimilation des Kohlenstoffs der Sauerstoff entweicht, so hat man angenommen, daß der freie Sauerstoff in der Luft von Anfang an stetig vermehrt, die Kohlenäure dagegen stetig vermindert wird. Allerdings wird auch eine Menge Sauerstoff wieder durch die Atmung und Verbrennung verbraucht, aber es scheint doch, daß ursprünglich, als die Erde fest wurde, noch kein freier Sauerstoff in der Atmosphäre enthalten war. Gebundener Sauerstoff ist dagegen in der Erdrinde in so ungeheuren Quantitäten im Wasser, in den so sehr verbreiteten Silicatgesteinen, Thonerdegesteinen usw. vorhanden, daß die Menge des freien Gases dagegen gänzlich verschwindet. Trotzdem giebt es in der Erdrinde noch eine Menge Substanzen, die oxydiert (mit Sauerstoff verbunden) wären, wenn der zur Urzeit vorhandene gewesene Sauerstoff dazu genügt hätte. Wenn aber damals keiner vorhanden war, so haben ihn also die Pflanzen erst erzeugt. Nun hat sich der Kohlenstoff, den die Pflanzen aus der Kohlenäure abspalten, in der Erdrinde als Kohle abgelagert. Diesem Kohlenstoff entspricht also ein gewisses Quantum freien Sauerstoffs. Haben die Pflanzen wirklich den letzteren erst frei gemacht, so muß die Quantität desselben (im Verhältnis seiner chemischen Verbindung zu Kohlenäure) der Menge der auf der Erde vorhandenen Kohle entsprechen. Stevenson hat darüber vielerlei Berechnungen angestellt, und wenn diese auch ungenau sein müssen, da die Menge der Kohle doch nicht so genau geschätzt werden kann, so stimmen jene doch recht gut mit der Theorie überein. Für die Entstehung der Tierwelt, die Sauerstoff zur Atmung nicht entbehren kann, ist dieser Sachverhalt von großer Bedeutung. Aber da auch in den Sternen und besonders in der Sonne kein freier Sauerstoff wahrgenommen werden kann, so wird es um so wahrscheinlicher, daß die Erde ursprünglich dieses so wichtige Lebensgas in ungebundenem Zustande nicht besaß.

Kleines Feuilleton.

Die Fangergebnisse deutscher Fischdampfer in der Nordsee sind von Professor Dr. Henning auf Grund einer von dem Hafenmeister Duge in Westmünde seit 1893 geführten Statistik untersucht worden. Obwohl nur etwa 1/20 des Nordseebodens infolge seiner Beschaffenheit mit dem Schlapnetz nicht befishet werden kann, ergibt die Zusammenstellung, daß, während die Größe der Nordsee ungefähr mit der des Deutschen Reichs übereinstimmt (547 623 Quadratkilometer, bezw. 540 600 Quadratkilometer), die befishete Fläche (rund

140 000 Quadratkilometer, von denen rund 136 000 Quadratkilometer südlich von 53 1/2° nördl. Breite liegen) kaum der Hälfte des Königreichs Preußen gleichkommt. Die 28 von den Fischdampfern aufgesuchten Fischgründe teilt Henning zur Hauptsache in drei Gruppen: die Küstenbänke, die Interkulargruppe und die Centralgruppe.

Unter den an diesen Bänken gefangenen Fischen spielt der Schellfisch die erste Rolle, da er nicht die übrigen von den Dampfern gefangenen Fischarten um ein vielfaches übertrifft, sondern der durchschnittliche Tagesfang von 631,55 Kilogramm das Gesamtgewicht aller übrigen in Deutschland verwerteten Fische übertrifft. An zweiter Stelle erscheint der Kabeljau mit einem Durchschnittsfang von täglich 158,6 Kilogramm, erreicht also nur ein Viertel von der Bedeutung des Schellfisches. Während für den Schellfisch der Sommerfang namentlich auf den Centralbänken der Nordsee den Winterfang übertrifft, ist der Winterfang an Kabeljau namentlich in der Küstenregion beträchtlicher als der Sommerfang. An dritter Stelle steht die Scholle mit einem durchschnittlichen Tagesergebnis von 112,1 Kilogramm. Der Sommerfang ist namentlich in der Centralregion der Nordsee doppelt so ergiebig als der Winterfang. Schellfisch, Kabeljau und Scholle repräsentieren zur Hauptsache die Erträge des Fischfangs in der Nordsee. Hinter ihnen stehen alle übrigen Fischarten erheblich zurück.

Zunächst kann man aus den übrigen Fischarten eine Gruppe aussondern, für die der tägliche Durchschnittsfang 10—25 Kilogramm beträgt. Nach ihrer Bedeutung geordnet, sind es: der Seehecht, der Amurshahn, der Köhler, die Rotzunge, der Steinbutt, der Korallenfisch, die Seezunge, der Tarbutt, der Heilbutt und der Stör. Geringere Bedeutung haben der Wittling, der Rochen, der Leng, die Haifische und die Schnoben, welche aber in den letzten Jahren in steigender Menge an den Markt gebracht sind. Matrelen, Lachs, See-Ual und Seetenfel sind dagegen in geringer Menge erbeutet. — („Prometheus“.)

Theater.

Berliner Theater: „Oedipus“ von Gertrud Prellwig. Ich kann über diese „Tragödie“ keine Zeile schreiben und ich glaube nicht, daß sich viele Kritiker finden werden, die es können. Wir stehen vor einem Dilettantismus, der einfach fassungslos macht. Man weiß nicht, wo man anfangen und nicht, wo man enden soll. Selbst aber, wenn ich im stande wäre, aus dem wogenden dramatischen Unsinne einige feste Gedanken zu retten, würde ich es nicht thun. Es giebt einen Grad der Unfähigkeit, mit dem man sich einfach nicht befaßt. — Was hat sich eigentlich das „Ehrenkomitee“ gedacht, als es dieses traurige Produkt zur Aufführung brachte? Hoffentlich nichts — das ist noch immer die beste Lesart. War aber niemand da, der sich seiner Verantwortlichkeit gegenüber der Dichterin bewußt wurde? Wäre das normale Theaterpublikum dabei gewesen, es hätte einen Theaterandal gegeben, wie er so leicht nicht erhört ist. Man hätte geulkt, gejoht, gelacht, und hätte gar nicht einmal so unrecht gehabt. Die ersten Stellen waren zum Teil erschütternd komisch. Nur kam es nicht zum Skandal, da das Publikum einer großen Familie gleich, die mit Tanteuzärtlichkeit die Vorgänge auf der Bühne verfolgte. Trotz alledem hat man der unschuldigen Dame, die das Stück geschrieben hat, in unverantwortlicher Weise mitgespielt. War's kein Skandal, so war's doch eine peinliche Blamage und das ist für Gertrud Prellwig keineswegs so harmlos wie für das „Ehrenkomitee“, das weit vom Schusse bleibt. Es giebt in der Kunst nichts Schlimmeres als die falsche Gutmütigkeit, von der das Komitee sich vielleicht hat leiten lassen. Der erste giebt seinen Namen her — halb aus Erbarmen. Da der Name gut ist, erhält man den zweiten schon leichter. Der dritte ist ein Mann der Wissenschaft, der künstlerischen Dingen fern steht, aber warum sollte er nicht unterzeichnen, da A und B bereits unterzeichnet haben? Schließlich ist dann so ein „Ehrenkomitee“ beisammen. Daß man dabei eine harmlose Dame in unschicklicher Weise bloßstellt, vergißt man vor lauter „Wohlwollen“ und „Gutmütigkeit“. Gewissenhaft sollte man sein und mit seinem eignen Namen nicht leichtfertig umgehen, dann gefährdet man auch nicht die Ruhe und das beschiedene Glück anderer. — Die Aufführung war eine Parodie — man fühlte sich nach „Schall und Rauch“ versetzt. Offenbar hatte man für die verschiedenen Rollen keine Schauspieler finden können und so griff man zu Stümpfern und Dilettanten. Eine spottschlechte Aufführung ist ja immer noch besser als gar keine — für die liebe Eitelkeit. — E. S.

Musik.

Es war — wie man sich ausdrückt — köstlich, die vorgestrige Erstaufführung der Operette „Der Wahrheitsmund“ im Theater des Westens anzuhören. Ein vernünftiger, auf innerliche Motive aufgebauter und in hübscher Sprache gehaltener Text mit originellen Situationen; eine daran gut angeschmiegte, in Einzelheiten sehr reizvolle Musik; und im ganzen eine achtenswerte Aufführung: so hat die trotz unglünstiger Verhältnisse wieder rüchrig gewordene Direktion wenigstens äußerlich einen Treffer zu verzeichnen. Die „Bocca della verità“ in Rom, eine Kolossalmaske, die nach alter Sage dem Meineidigen die Hand abbeißt, gab Anregung zu der Geschichte von der jungen Frau eines alten Herzogs, die in einer ungewissen Affaire erwischt wird und nun mit der Hand in dem Mund jener Wüste sich eidlich rein erklären soll. Im letzten Augenblick kommen ihr Liebster und zwei

dienstbare Geister ihres Hauses als Bänkelsänger verkleidet, singen mit Bum-Bum eine Moritshat, und am Schluß umarmt der Geliebte, gleichsam als Verrückter, die Herzogin; jetzt kann sie schwören, daß außer diesem Einen und ihrem Gemahl sie noch kein Mann berührt hat, und die Geschichte wird vom Geliebten in seiner wahren Gestalt heimgeführt.

Die dramatische Durchführung würde in der That löslich sein, wenn über die Situationskomik und über die hübschen Einzelheiten hinaus die Hauptsache da wäre: eine vollkommene Durchführung wenigstens der Hauptfigur — eben der Herzogin — als einer nicht schablonenhaften, sondern menschlich reichen Persönlichkeit. Und die Musik mit ihrer geschickten Verwendung des kleinen Orchesters, mit ihren lieblichen Duetten und virtuos gebauten Finales und mit ihrer mannigfachen zarten Lyrik würde ein aller Aufmerksamkeit wertiges Kunstwerk sein, wenn ihr Grundzug nicht so unerbittlich leiermäßig, so wienerlich tangmäßig und so wohlbelammt wäre. Schon die Ouvertüre zeigt, wie wenig von einem Ehrgeiz der Originalität der Komponist hat; die wirklame Stelle: „Erst wenns ganz duster ist“, erinnert etwas gar stark an das: „Stodfuster war die Nacht“ im „Kleinen Herzog“ u. dergl. m.

Die Komposition stammt von Heinrich Platzbecker, dessen freilich tiefer stehenden „Brautvater“ wir vor 3-4 Monaten in Centraltheater gehört; den Text hat der Komponist zusammen mit Adèle Osterloh gearbeitet. Die Aufführung entfaltete nun freilich nicht so viel Temperament, wie diesem jedenfalls darauf angewiesenen Stück gebührt, und die kunstvollen Gruppierungen, welche die Regie herausbrachte, sollten nicht durch kleine Nachlässigkeiten gestört sein, wie denn überhaupt das Ganze noch etwas unfertig schien. Zu den bekannten Kräften des Theaters gesellte sich in der wichtigen Rolle der Jose Gemma Fr. Pauline Lind als Gast vom Stadt-Theater in Leipzig und zwar durchaus vorzüglich. Die Hauptrolle, die Herzogin Angiolina, war in Händen von Fr. Lucie Engelle und wurde von ihr jedenfalls so gegeben, daß die Sängerin sich wieder einer weiteren Beachtung würdig erwies. Doch noch einmal sei es ihr und noch deutlicher gesagt: zur Bühnenkünstlerin, zumal für die Operette, muß man den Teufel im Leib haben; die Vorzüge eines Engels, mit denen das Schicksal diese Künstlerin begabt hat, reichen dazu noch nicht aus und verpflichten ihre Trägerin erst recht zu reichlicheren Leistungen. Einen gründlichen Kurs in Mimik durchzumachen, ist das mindeste, was ihr zu raten wäre. —

Völkerverkunde.

— In einem Briefe an die Londoner geographische Gesellschaft beschreibt der britische Kommissar für Uganda, Sir Harry Johnston, eine Reise, die ihn Mitte vorigen Jahres in den central-afrikanischen Urwald westlich des Semliki führte. Er hat dabei mehrere Niederlassungen der Zwerge zwischen Semliki und Jhuri besucht, die kleinen Leute photographiert und gemessen. Seine Beschreibung wiederholt zum Teil Bekanntes, enthält aber auch einige neue Bemerkungen über die Zwerge. So kam Johnston, wie schon früher Stanley, zu der Ueberzeugung, daß es dort zwei durch ihre Hautfarbe verschiedene Zwergtypen giebt, und zwar sind die Individuen der einen Art schwarz mit einer Menge harter, gekräuselter Haare auf dem Leibe, die der andern rot- oder gelbhäutig mit rötlichem Kopf- und gelbgrauen Körperhaaren. Besonders die Zwerge jugendlichen Alters hatten gänzlich haarbedeckte Körper und die Frauen häufig deutliche Wäute. Diese Behaarung der Pygmäen ist zwar schon in früheren Beschreibungen erwähnt worden, doch heben sie Johnston und andre neuere Reisende (so Grogan für die Zwerge der Vulkanregion am Kivu) besonders mit dem Bemerkten hervor, daß die Leute dadurch ein frappantes affenähnliches Aussehen gewinnen, das durch ausgesprochen affenähnliche Gebärden noch auffälliger werde. Die von Johnston untersuchten Zwerge sprachen nicht mehr ihre eigne Sprache, sondern die der Negerstämme, in deren Gebiet sie leben, im vorliegenden Fall das Muba und Nibira; das letztere ist eine verderbte Form des Bantu, die zwischen Semliki und Kongo gesprochen wird, während das erstere zu den Sudansprachen zu gehören scheint. Die Zwerge sprechen diese von ihnen übernommenen Sprachen jedoch mit einem eigentümlichen Hiatus, der an die Schnalzlaut der Hottentotten und Buschmänner erinnert, und mit einem singenden Tonfall. Ihre Gemüthsart bezeichnet Johnston als angenehm und liebenswürdig, ihre Tänge als munter und von schöneren Formen als bei den gewöhnlichen Negern. Außerdem singt man gern und vereinigt sich dazu zu kleinen Gesellschaften. —

Aus dem Pflanzenleben.

a. Als erster Frühlingsbote ist soeben nach dem Schmelzen des Schnees eine kleine Pflanze erschienen, der Winterling, der lange vor Schneeglöckchen und Crocus die erste bunte Blume im Freien ist. Dunkelrot sind noch der Stengel wie die krause Mannschette, welche unter der leuchtend gelben, großen Blüte sitzt. Aber in wenigen Tagen, wenn das Wetter so mild bleibt, werden Blatt und Stengel in frischem Grün prangen. Frost schadet diesem Pflänzchen nicht. Wenn es auch noch so hart gefriert, daß es spröde wie Glas wird, bei sonnigem Wetter thaut es wieder auf und öffnet und schließt seine Blätter je nach der Tageszeit, als ob ihm nichts geschehen wäre. Obgleich ein „Bürger“ untrer deutschen Flora, vielleicht eben deswegen, ist der Winterling in

untrer Gärten selten anzutreffen. Und doch hauchen die schönen Blumen einen köstlichen Duft aus und liefern den Bienen den ersten Honig im Jahre. Eigenartig ist die niedliche Pflanze in mehr als einer Hinsicht. Die saftigen, fein zerteilten Blätter erscheinen nach den Blüten. Der Kelch, bei andern Blumen grün und unansehnlich, ist hier groß und leuchtend gelb, die Blumenblätter aber sind zu kleinen, mit Nektar gefüllten Lütchen umgebildet. Wenn das große Heer der Frühlingspflanzen auf dem Plan erscheint, ist der Winterling wieder verschwunden. Seine Knolle ruht dann bis zum nächsten Frühjahr. Heute aber grüßen wir ihn als ein sicheres Zeichen für das Nahen des Lenzes. —

Humoristisches.

— Dilemma. Maler Schnellkämerl: „Jetzt weiß ich nicht, soll ich mein Bild „Geerntete bei Sonnenuntergang“ oder „Mädchen, Betten machend“ beitelten!“
— Die Brettl, die die Welt bedeuten. W.: „Sagen Sie, was ist eigentlich der Unterschied zwischen einem gewöhnlichen Brettl und einem Lieberbrettl?“
W.: „Vier Mark Entree!“
— Verschnappi. Fremder (im Bahnhofrestaurant): „Ich möchte ein Beefsteak essen. Wie lange dauert das?“
Kellner (nach der Uhr sehend): „Wierundzwanzig Minuten.“
Fremder: „Können Sie das so genau berechnen?“
Kellner: „Selbstverständlich... das Essen wird eine Minute vor Abgang des Zugs serviert.“ (Lust. Bl.)

Notizen.

— Emanuel Reicher hat nur doch seinen Vertrag mit dem Deutschen Theater, das er mit Ablauf dieser Saison verläßt, gelöst.
— „Der kommende Mann“, ein Schauspiel von Carry Brachvogel und Oskar Myring, ist vom Schauspielhause zur Aufführung noch für diese Saison angenommen worden.
— Philipp Langmann arbeitet gegenwärtig an einer bürgerlichen Trilogie, die in folgende Teile zerfällt: 1. Die Leute von Landed. 2. Die Herzmarie. 3. Die Hütte.
— In dem Konzert der Wagner-Vereine (am 11. März) findet die öffentliche Generalprobe am 10. März, vormittags, in der Philharmonie statt. Unter Leitung von Dr. Rud. wird Beethovens neunte Sinfonie und dritter Akt aus Wagners „Parsifal“ aufgeführt. Solisten sind die Damen Dietrich und Geller-Wolter, die Herren Grüning, Perron, Dr. Kraus.
— Gluck's „Phigeneie in Tauris“, in der Bearbeitung von Richard Strauß, wird demnächst im Stuttgarter Hoftheater aufgeführt werden.
— Mit der großen Berliner Kunstausstellung 1901 soll eine Deutsche Architektur-Ausstellung verbunden werden.
— In dem vom Kunstverein für Rheinland und Westfalen eröffneten Wettbewerb um die Ausschmückung des Siebelfeldes über dem Hauptportal des neuen Kunstausstellungsgebäudes zu Düsseldorf wurde der Entwurf des Dortmunder Bildhauers Karl Heinz Müller mit einigen Abänderungen zur Ausführung bestimmt. Der Geldpreis von 1000 M. wurde dem kölner Bildhauer Franz Dorrenbach, der von 500 M. dem Dortmunder Bildhauer Josef Hamerschmidt zuerkannt.
— Eine Vogelwarte ist von der Deutschen Ornithologischen Gesellschaft mit Unterstützung des Kultus- und des Landwirtschaftsministeriums in Rossitten auf der kurischen Nehrung errichtet worden. —

Bücher-Einlauf.

— Fritz: „Fabeln und Märchen für Kinder des neuen Jahrhunderts.“ Gens. Ch. Eggmann u. Co.
— Maxim Gorli: „Berlone Leute“. Erzählungen, deutsch von A. Scholz. Berlin. Bruno und Paul Cassirer.
— Auguste Groner: „Das Pharaonenarmband“. Kriminalnovelle. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt. Preis 50 Pf.
— August Niemann: „Zwei Frauen“. Roman. 2. Auflage. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag. Preis 2 Mark.
— Gustav af Geijerstam: „Auf der letzten Schäre“. Roman. Aus dem Schwedischen übersetzt von Franz Maro. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt. Preis 50 Pf.
— Paul Remar: „Osterglöden.“ Schauspiel. Berlin und Leipzig. Schuster und Loeffler.
Dr. Arthur Pfungst: „Ein deutscher Buddhist.“ Biographische Skizze. Stuttgart. Fr. Frommanns Verlag. Preis 75 Pf.
— Johann Lacmeister: „Das Bücher-Syndikat.“ Eine Neugestaltung des deutschen Buch-, Kunst- und Musikalienhandels für das In- und Ausland. Zürich. Müller u. Zeller. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 10. März.